

(Nachdruck verboten.)

Herren Zickendrath's Pensionäre.

22) Roman von D. Eugen Thossan.

„Die strampeln wohl mit dem Koppe?“ warf Gustel ein. Karl sah ihn mitteilig an.

„Gott, Gustel, Sie sind wirklich so dumm, daß Sie einem leid thun können . . . Ja, sie fahren auch mehr mit dem Koppe, mit dem Gripps, mit dem Verstand. Raffinement haben sie, das ist der Wit. Raffinement!“

Und er brachte die Endung mit einem so energischen Nasenlaut heraus, daß kein Sachverständiger an seiner Begabung für die französische Aussprache zweifeln konnte. Gustel mußte es natürlich besser! „Raffine m a n g heißt das“, verbesserte er mit ernster Miene.

Und Karl wurde wirklich unsicher. „Meinetwegen“, sagte er leichtsin und ging zu etwas Anderem über.

Denn er war keineswegs einseitig. Alles, was sich in der Welt der Nichtsthuer abspielte, war ihm von höchster Wichtigkeit, am liebsten, wenn es einen künstlerischen oder wissenschaftlichen Anstrich hatte. Um sich stets auf dem Laufenden zu erhalten, las er eifrig die Zeitung und jeden Sonntag brachte er eine frischbackene Neuigkeit mit, etwas von einer Sängerin, die einen Orden gekriegt, oder von einem Nachtklub, der den Kaiserpreis ersegelt hatte, oder eine Nachricht aus einem Patentbureau, wenn sie recht abenteuerlich war.

„Denken Sie mal,“ schoß er einmal los, „da hat ein Engländer ausgerechnet, wie viel Pferdekräfte man braucht, um den Erdblobus um einen Fuß zu heben. Haben Sie eine Ahnung?“

„Ne.“

„Na, da will ich es Ihnen sagen.“ Und er schnurrte eine Zahl mit blödsinnig vielen Stellen heraus, die er auswendig gelernt hatte. — „Das ist nicht schlecht, was?“

Triumphierend sah er sich im Kreise um.

„Dumm ist das,“ rief da Johannes erobert, „abgeschmackt dumm, so was auszurechnen. Denn warum? Es hat gar keinen Zweck. Dieser Schafstopp von Engländer, selbst wenn er's könnte, er dürfte es ja noch nicht einmal. Was glauben Sie wohl, was das herzogliche Ministerium dazu sagen würde, wenn da einer käme und wollte unsern herzoglichen Globus um einen Fuß heben? Nie im Leben würde es seine Erlaubniß erteilen. Nie. Und es hätte auch ganz recht. Denn man kann ja gar nicht wissen, was das für Folgen haben könnte. Denken Sie bloß einmal: die Landwirtschaft!“

Er that so ernstlich entrüstet, daß für einen Augenblick Alles starr war. Dann aber erhob sich ein entschliches Gejohle. Es war so toll, daß Karl einen Verlegenheitsanfall bekam, was sonst nicht seine Art war.

Plötzlich sagte Frihe ganz ruhig in das schwächer werdende Gewieher hinein: „Lassen Sie die Kerle nur ulken, Karl! Es kommt eine Zeit, da lachen wir über sie.“

Karl hatte zwar nichts gegen diese Ansicht, aber er verstand noch nicht, wie und warum. Frihe fuhr kaltblütig und mit harter Betonung fort:

„Denn wir Beide sind doch eigentlich die einzigen nützlichen Menschen in dieser ganzen Gesellschaft. Wir thun praktische Arbeit. Diese anderen Burschen da, die Gelehrten, die halten wir uns bloß als Luxus.“

Die Angegriffenen protestirten mit lautem Hohn. Karl sperrte Mund und Nase auf. Herr Zickendrath schob seinen Stuhl zurück und sagte verdukt:

„Aber erlauben Sie mal, so was Berrücktes hab ich lange nicht gehört.“

Frihe schmunzelte vergnügt.

„Ja, Herr Zickendrath, Sie wissen gar nicht, was Sie an mir haben. Wenn Sie mich nicht hätten, dann hätten Sie in Grunde genommen keine höhere Bedeutung für die Menschheit, als etwa ein Galanteriewaaren-Händler.“

„Mahlzeit!“ rief Herr Zickendrath wüthend und stand auf.

„Das haben Sie großartig gemacht,“ sagte der Kantor Tripps begeistert und rieb sich in der Freude seines Herzens bald den Dast von den Händen, als ihm Frihe sein Abenteuer

erzählte. „Galanteriewaaren-Händler ist famos. Sie hätten auch sagen können Pyrotechniker.“

Der Kantor hatte eine grimmiige Abneigung gegen jede Art von Feuerwerk. Er erklärte es für die barbarischste Volksbelustigung, die es gäbe, und behauptete, seine patriotische Begeisterung litte durch nichts mehr, als durch die Frösche, die am Sedantage von aller Welt losgelassen würden. Diesen ganzen Abend war es sehr heiter im Thurm.

Zu derselben Zeit ging Herr Zickendrath finsternen Blicks unten im Wohnzimmer auf und ab und machte seinem Herzen gegen Frau und Tochter Luft.

„Ich danke. Das geht mir nun doch über die Hultschnur. Statt froh zu sein, daß wir ihn überhaupt nach dem ziemlich blamabefen Examen behalten haben, wird der Bengel mit jedem Tag unverschämter. Aber das sage ich Euch: Bei der nächsten Gelegenheit fliegt er.“

Manni lachte kurz und trocken auf.

Der Alte fuhr ärgerlich nach ihr herum. „Was hast Du denn zu lachen?“

Aber Manni hatte keine Angst vor ihm. Kaltblütig antwortete sie:

„Ich denke eben daran, daß Mutter ihn am Examentage selbst ordentlich flehentlich gebeten hat, zu bleiben. Und nun soll er froh sein, daß er nicht hinausgemußt hat.“

Herr Zickendrath sekte sich knurrend wieder in Bewegung. Als er das erschütterte Gleichgewicht zurückgewonnen hatte, blieb er wieder stehen.

„Bei Dir weiß man aber auch wirklich nicht, was Du willst. Einmal mußt Du wochenlang mit ihm und dann redeft Du ihm wieder das Wort.“

Manni blinzelte nachdenklich vor sich hin.

„Ich weiß es wahrhaftig selber nicht, wie das kommt.“

„Da ist mir doch Johannes zehnmal lieber“, polterte der Alte weiter.

Manni nickte, immer noch sinnend.

„Ja . . . Angenehmer ist er. Man weiß wenigstens immer, wie man mit ihm d'ran ist . . .“

Mit Karl, dem Sohne, ging von diesem Tage an eine Wandlung vor sich. Er bekam Respekt vor sich selbst und seiner Kaufmannschaft. Für den Urheber aber dieser wohlthuenden Selbsterkenntniß erwich in seinem Herzen eine an Zärtlichkeit grenzende Schwärmeret.

„Frihe und ich“, diese Doppelfirma der nützlichen Menschen spielte seitdem eine große Rolle in seinen Gesprächen.

XVI.

Der 26. Juni war's. Ein ewig denkwürdiges Datum in den Annalen der Pension Zickendrath.

Es giebt solche Tage, an denen alle Geister der Hölle losgelassen scheinen, ohne daß etwas davon im Kalender steht. Versprengter Walspurgiszauber. Sie kommen unversehens wie die Diebe in der Nacht. Wenn stimmungsvolle Gemüther ihre Schrecken vorauszuahnen glauben, an Freitagen und am 13. des Monats, dann bleiben sie aus; und wenn man sie am wenigsten erwartet, sind sie da. Wie die kritischen Tage von Falb. Der 26. Juni war einer erster Ordnung, ohne daß ihn jemand angefangt hatte.

Mit herrlichem Sonnenschein fing er an. Zur tiefen Betrübniß des Kantors. Die Gesellschaft „Konkordia“ hatte für diesen Tag ihr erstes Sommerfest im Garten ihres Klubhauses gegenüber der Zickendrath'schen Wohnung angelegt, und am Abend sollte ein Feuerwerk abgebrannt werden. Seit dem frühen Morgen waren die Kaketemmenschen beschäftigt, ihren Apparat unter den Bäumen des Gartens aufzubauen, Sonnen- und Kaketengärten und sinnreiche Transparente.

Der Kantor sah ihnen vom Fenster seines Thurmes zu und wiederholte immerfort seinen grausamen Wunsch, die ganze Pulverkiste möchte durch irgend einen Zufall jetzt in die Luft gehen. Dann hätte er die Sache mit einem einzigen Schläge überstanden. Es geschah aber nichts dergleichen, und den Himmel trübte kein Wölkchen.

In den unteren Regionen des Hauses war eitel Freude und Seligkeit. Herr Zickendrath hatte sich vor kurzem mit seiner Familie in die „Konkordia“ aufnehmen lassen, und Manni sollte heute zum ersten Mal mit zum Tanze geben. Johannes war ebenfalls mit einer Einladung bedacht worden, damit für alle Fälle ein sicherer Tänzer da war, und steckte seit

drei Tagen in geheimnißvollen Vorbereitungen. Früh hatte, als es bei Tisch erzählt wurde, mit überlegenem Lächeln Stenmiß davon genommen und war heute früh um sechs Uhr zu seinen Feuerprühen gegangen wie alle Tage. Ihn ging der ganze Krampf nichts mehr an. Seitwärts konnten sie andrehen was sie wollten.

Um zehn Uhr trat der alte Schmidt durch die Hausthüre.

„Sie ist fort!“ schrie er Herrn Zickendrath entgegen, der ihn bewillkommte.

„Wer denn?“

„Na die Alte! Meine Frau.“

„Fort? Wohin ist sie denn?“

„Das weiß der liebe Gott. Deshalb bin ich ja hier, um sie zu suchen.“

„Ja . . . aber . . . weshalb . . .?“

„Weshalb? Weil sie verrückt ist. Einen anderen Grund hat sie nicht. . . Sie wissen doch, sie hat's ein bisschen im Koppe. Nicht viel, aber sie hat's; so quartalsweise. Und dann reißt sie mit einem Mal aus.“

Herr Zickendrath schlug die Hände zusammen. Beruhigend fuhr der alte Schmidt fort:

„Sie brauchen keinen Schrecken zu kriegen. Ich kriege auch keinen. Die Sache ist halb so schlimm, hier in der Stadt ist sie, das steht bombenfest. Da hat sie so fünf, sechs Verwandte. Bei einem von denen sind' ich sie auf alle Fälle . . . Aber Sie könnten mir einen Gefallen dabei thun. Ja? . . . Also . . . Sie könnten mit mir kommen. Wenn ich alleine komme, macht sie allemal einen Heidenradau, als ob ich ihr was thun wollte. Das ist natürlich Unsinn. Ich habe sie noch nicht hart angefaßt. Aber unangenehm ist es mir, wenn sie so spottet. Wenn aber ein Anderer dabei ist, den die Sache weiter nichts angeht, dann hält sie's für ein zufälliges Zusammentreffen. Und wenn man es dann schlau anfängt, geht sie ohne Widerrede wieder mit nach Hause. Ein armes nähr'ches Ding! Aber was will man machen? Man spielt ihr eben die Komödie vor. Also ja? . . . Kommen Sie mit?“

„Aber natürlich. Ich will nur gleich . . .“

„Na ja, das können Sie machen. Aber vorher wollen wir einen Schnaps trinken. Haben Sie einen da?“ . . .

Zum Mittag waren die beiden Männer wieder zurück, ohne die Frau gefunden zu haben. Ueberall, wo sie hin gekommen waren, war sie gewesen und wieder weggegangen. Herr Zickendrath war von dem Unheimlichen dieser Menschenjagd schon ganz angegriffen, wollte sich aber nichts merken lassen. Trotzdem theilte sich seine Stimmung wie von selbst der Tischgesellschaft mit.

(Fortsetzung folgt.)

Aristophanes im Neuen Theater.

Zwei Novitäten, weit über 2000 Jahre alt, das ist immer etwas Besonderes; und eine dieser Novitäten hat derart gefallen, daß im Zeitungsjargon von einem starken Heiterkeitserfolge gesprochen werden konnte. Das ist die derbe Burleske „Die Eklesiazusen“ des Aristophanes, die neben der phantastischen Posse vom Vogelstaat durch das Komitee für historische und moderne Festspiele Sonntag Mittags im Neuen Theater aufgeführt wurde.

Während der Aufführung der „Eklesiazusen“ (des Weiberstaats) hörte ich ein paar Damen neben mir flüstern: „Aber das ist gar nicht so groß, wie man sagt; und es richtet sich die Satire nicht gegen die Frauenemanzipation, sondern gegen die Sozialdemokratie.“

Was das Eine betrifft, so meinten die Damen die Ausgelassenheiten und Ungebundenheiten des Aristophanes. Auf dem Theater des größten komischen Dichters der Antike war aber nur für Männer Platz, das muß man bedenken, um die Ungebundenheiten des Aristophanes zu verstehen. Bei uns haben das dienstwillige Komitee und die Polizeien für das für gesorgt, daß der „geringste“ Aristophanes kein leuchtendes Frauenohr verlegt. Der Hinweis auf die Sozialdemokratie erleichterte ganz offenbar das Herz der Damen, die gehört haben mochten, daß eine solche Respektsperson, wie Aristophanes sich gegen die bürgerliche Frauenbewegung lehre.

Es wäre widersinnig, ein Werk, das vier Jahrhunderte v. Chr. entstanden war, auf ein Parteiprinzip von heute hin anzusehen; und wenn im burlesken Weiberstaat manche Stelle Erinnerungen an Bebel's Buch von der Frau erweckt, so hat Aristophanes doch durchaus nichts mit den Fragen des Frauenrechts, mit den kommunistischen Anschauungen unserer Tage zu schaffen. Viele Leute, wenn sie über Sozialdemokratie sprechen, machen sich einen Zukunftsstaat nach dem Bilde der Richter'schen Spar-Agnes oder nach Zeitungsphrasen zurecht und meinen: So und nicht

anders malt sich die Welt in den Köpfen von Sozialdemokraten. Die Eklesiazusen des Aristophanes sind aus ihrer Zeit zu begreifen.

Die Athener, denen der Kampf übergroß geschwollen war, die über Karthago und Italien zu herrschen gedachten, waren wiederum nach dem peloponnesischen Kriege kleinmüthig geworden. Es lag in der Art der athenischen Polis, des demokratischen Bürgerstaats, heute himmelhoch zu jauchzen, morgen zum Tode betäubt zu sein; und je mehr das feste demokratische Stadtegefüge entartete, desto lebhafter war eine üble Demagogie am Werke und ließ das Volksgemüth nicht zur Besinnung kommen. Dieser Art, die sich in äußersten Widersprüchen bewegte und „wie eine Meise immer dem letzten Duhlen folgte“, trat Aristophanes als Mann der Opposition, als Warner und Geißler entgegen. Seine Kraft wurzelte in der Vergangenheit. Er war ein Konservativer im alten Wortsinn, ein Erhalter, nicht ein Reaktionsär. Er wollte alte Tüchtigkeit, alte Gläubigkeit erhalten wissen; und seinem durchaus realen, auf Stetigkeit bedachten Sinn waren die beständigen Zudungen am athenischen Staatskörper seiner Lage, die nebelhaften Prophezeiungen, die demagogischen großen Worte ohne tatsächliches Vermögen verhaft. In der kummervollen Zeit Athens, als Hochmuth sich in tiefste Niedergeschlagenheit und politischen Indifferentismus gewandelt hatte, da tauchten die Utopien, die Zukunftsprojekte, die Träumereien vom Staat der Glückseligen zu Tausenden auf, und ihrer spottete Aristophanes im „Weiberstaat“. Da in Athen die Männer zu Strippenreißern geworden, so ziehen die Weiber die Krotosröckchen (die Saffrankleider) aus und kleiden sich in Männermäntel. Sie nehmen den Stock und die rauhen spartanischen Holzschuhe und ziehen in die Eklesia (Volkversammlung, daher der Titel der Komödie Eklesiazusen). Dort hebt die schneidige Führerin Protagora ihren Zukunftsstaat aus, mit dem Gemeinut, mit den gemeinsamen Staatskassen, mit der gemeinsamen Kindererziehung und mit dem geschlechtlichen Kommunismus. Auf die letzte Forderung hauptsächlich zielt die Satire des Aristophanes. Der Weiberstaat hat dekretirt, daß die jungen Männer sich erst der Alten annehmen, ehe sie selber zur weiblichen Jugend gelangen und umgekehrt; daraus entwicelt sich der grotesk-komische Widerwitz. Ein athenischer Jüngling harret seines Mädchens, und vier Betteln, eine hegenhafter als die andere, raufen um ihn.

Die politische Komödie wurde in lustig-parodistischem Stil gegeben. Sehr drollig wirkte der Gänsemarkt der Frauen mit dem Holzschuhgetrappel. Schneidiger, säuerlicher gleichsam hätte die Protagora sein dürfen; von Frau Duche wurde sie mit lebenswürdigem Humor gespielt. Allein die Protagora hat eine Zunge wie ein Schwert; sie gehört zu den Damen, bei denen man das Erkennen darüber nicht los wird, daß man vom Weib als dem schwächeren Geschlecht spricht.

Hätte das realistische Possenspiel, das seine Figuren der kleinbürgerlichen Welt entnimmt, lebhaftere Freudigkeit gewekt, so fanden die poetisch tieferen „Vögel“, das gedankenschwerere Märchenpiel, nur läßt respektvolle Ausnahme. Man kann dabei freilich nicht an Sozialdemokraten und emanzipirte Weibchen denken; die politischen Ausspielungen sind für uns schwieriger zu verstehen; und um den bestrickend-süßen Märchenzauber des Gedichts herauszubringen, müßte in der That die Sorgfalt und der Reichtum eines Weisenspiels aufgewandt werden. Das ist bei einem Unternehmen schwer, das sich wohl historisch drapirt, im Grunde aber von Dramatikern und Kritikern gemacht ist, deren Citelteiten im Gedicht des Aristophanes selber eine Stelle verdient hätten. Tritt doch schon nächstens Wolfgang Kirchbach mit seinem „Weisenspiel“ „die letzten Menschen“ nach Aristophanes in die Schranken!

In den „Vögeln“ hat Aristophanes der athenischen und mit ihr der menschlichen univervalen „Hybris“, der vermessenen Phantasie des kleinen Menschenhirns ein Denkmal gesetzt. Das baut Lustschlösser und ein Wolkenhüchelsheim und glaubt, die Götter zu überwinden; und es bleibt doch nur bei armseliger Donauquoterie. In den Tagen des schwellenden Hochmuths in Athen tauchten die Projektensmacher auf. Man hatte eine Flotte entsandt, in Sibirien zu kolonisieren und ein Welttraum-Fieber beherrschte die Polis. Man glaubte, alle Engel im Himmel singen zu hören. Auch ein Ereigniß unserer Tage erinnert von ferne an solche Phantasie. Als Kantschou genommen wurde, da wimmelte es von märchenhaften Auftheilungsplänen für China.) So gründet der Projektensmacher „Herr Rathgeu“ mit seinem großen „Hoffereich“ die Wolkenhüchelsburg, die Polis der Vögel. Auch will er die Götter im Himmel ärgern. Dem der neunmal Schante richtet das Reich der Vögel in der Luftstadt gleichsam als Zwischenreich zwischen Erd' und Himmel auf. Dem Zerfall der hellenischen Glaubenswelt sah Aristophanes, der Konservative, bestimmert zu; und democh haben seine Götter und Heroen selber schon einen frivolen Beigeschmack. So wenig kann sich auch ein kraftvoller Geist den Einflüssen der Umwelt entziehen. Gerakles erhebt im Gedicht riesenstark und riesendumm; und listern gefäßig, wie Rasperle in der deutschen Burleske. In der Darstellungsmanier am Neuen Theater wurde man manchmal geradezu an Offenbachianen gemahnt. Aermlich präsentirte sich das Vogelgelichter. Es fehlte Farbe und Glanz und Leben trotz allem Vogelgelärm, das nicht selten störte. So kam es denn, daß selbst so reizvolle, lyrische Stellen, wie der Gesang des Aduads im Wusch, der die Nachtigall lockt, müßtern klangen.

Kleines Feuilleton.

— **Bruder Straubinger in Ägypten.** Der Feuilletonist Karl Eugen Schmidt erzählt in der „Frankfurter Zeitung“ von deutschen Handverksburschen, die er in aller Herren Länder getroffen. Von einem Zusammentreffen mit zwei „Straubingern“ in Ägypten, wo er gegenwärtig weilt, weiß er das Folgende zu berichten: Eines Tages im vergangenen November ritt ich mit einem Freunde, der in einem Dorfe Geschäfte hatte, über Land. Plötzlich erblickten wir vor uns auf dem staubigen Wege zwei Gestalten, die sich hier, wo man Kameele, Esel und in fliegende Gewänder gehüllte Fellachen gewöhnt ist, sonderbar genug ausnahmen. Die beiden waren europäisch gekleidet, marschirten aber barfuß und hatten ihre Schuhe auf die Hälften geschmalt, die sie auf dem Rücken trugen. In der Hand führten sie mächtige Spazierstöcke mit stählerner Spitze, unverfälschte Ziegenhaimen, und beide passeten aus den deutschesten Porzellanpfeifen, die es je gegeben hat. Wir näherten uns den Beiden, die rüstig fürbass schritten, von hinten und stellten allerhand Vermuthungen über ihre Herkunft und ihr Reiseziel auf. Die Pfeifen konnten wir zwar noch nicht sehen, denn das hätte sofort allen Zweifeln ein Ende gemacht, aber die Hälften, die Stöcke und die Tuchmützen der Wanderer brachten uns doch gleich auf den richtigen Gedanken, daß wir da zwei Landsleute vor uns hatten.

Gerade als wir sie überholten, kamen von der anderen Seite drei Bauerntöchter mit Reisigbündeln auf den Köpfen an uns vorüber, und nun begannen die beiden Wanderer, nachdem sie sich durch einen schnellen Seitenblick von unserer Ungefährlichkeit überzeugt hatten, den braunen Schönen auf die hergebrachte Handwerksburschen-Manier den Hof zu machen. Dies thaten sie ganz gemüthlich in deutscher Sprache, wußten aber dabei so ergötzliche Grimassen zu schneiden und so ausdrucksvolle Körperbewegungen zu machen, daß die Mädchen jedes Wort verstanden und mit lachender Gegenrede einen Augenblick stehen blieben, um sich die fremden Herren näher anzusehen.

Als die Mädchen dann unter häufigem Umschauen nach den kuhverwendenden Wanderern vorüber waren, sprachen wir die beiden Gesellen an, die nicht im Geringsten erschauert schienen, hier mit Deutschen zusammenzutreffen, und die auch ihre eigene Anwesenheit für ganz selbstverständlich ansahen. Wären wir ihnen auf irgend einer Landstraße in Sachsen oder am Rhein begegnet, die Sache hätte ihnen nicht natürlicher und alltäglicher vorkommen können. Sie sagten uns, sie kämen von Mit-Gamte und seien nach Abu Kebir unterwegs, um von dort über El-Salihie die alte Karawanenstraße entlang nach El Kantara zu ziehen, wo diese Straße den Suezkanal überquert und nach der Halbinsel Sinai, nach Palästina und Arabien weitergeht.

„Aber Ihr wollt doch nicht etwa zu Fuß da hinauf laufen?“ sagte ich, „da habt Ihr's doch viel bequemer, wenn Ihr in Port Said den Dampfer nehmt. Für ein paar Groschen bringt Euch der nach Jassa und dann könnt Ihr zu Fuß nach Jerusalem pilgern.“ Die Beiden sahen mich mittheilich an.

Der Eine, dessen blonder Bart schon mit grauen Fäden durchschossen war, während sein Begleiter kaum mehr als zwei- oder dreißigjährige Jahre zählen mochte, sagte achselzuckend:

„Nein, wir gehen lieber zu Fuß,“ und der Andere fügte lachend hinzu: „Er kann nämlich das Meer nicht vertragen“, wozu er eine bezeichnende Grimasse schnitt.

„Ja aber,“ wandte ich ein, „geht das denn überhaupt? Ich glaube, da müßt Ihr durch ein großes Stück Wüste, wo es kein Dorf, kein Haus, nichts zu essen und nichts zu trinken giebt. Wie wollt Ihr da zu Fuß durchkommen?“

Der Ältere lachte bloß, während sein Begleiter sagte:

„Die Karawanen gehen doch durch.“

„Ja, die Karawanen, aber die haben auch Kameele und reiten. Zu Fuß geht da kein Mensch.“

„Um,“ meinte nun der Ältere, „ich weiß nicht, wie das ist. Ich habe den Weg noch nicht gemacht. Aber im schlimmsten Fall — wer hindert uns, daß wir mit einer Karawane gehen und auch reiten? Ich habe zwar noch nie auf so einem Vieh gefessen, aber so schlimm wie so ein Wasserlasten mit seinem Gehoppel kann das sicher nicht sein.“

„Dummes Zeug! Reiten!“ rief der junge Bursche, „wo so ein Kameel mit seinen Plattfüßen weiterkommt, da werden wir wohl auch nicht liegen bleiben. Die Schuhsohlen können wir uns ja nicht durchlaufen, so lange es wenig Steine giebt wie hier, so daß wir barfuß gehen können.“

„Nun gut, aber wohin wollt Ihr denn eigentlich?“ fragte ich weiter.

„O,“ sagte der Alte und holte ein schmutziges zusammengefaltetes Papier aus der Tasche, „wir haben da einen Reiseplan, den uns ein Kollege aufgeschrieben hat. Der hat die Reise schon ein paar Mal gemacht. Aber der ist ein Stück mit dem Schiff gefahren. Wir wollen ganz am Land bleiben. Zuerst nach Jerusalem, dann nach Damaskus, und dann gehen wir immer so bis nach Konstantinopel. Sind wir erst dort, dann werden wir schon sehen, was wir weiter machen.“

Während er sprach, sah ich den Reiseplan an, den er mir gereicht hatte. Er gefiel mir so gut, daß ich ihn sofort buchstabengetreu kopirte. Er lautete:

„Port Said nach Jassa fahren. In Jerusalem deutsches Hospiz,

österreichisches Bilgerhaus Kaja notwa. Zurück nach Jassa und Beiruth von Beiruth nach Schmirna fahren Hülfverein nach Konstantinopel von da Hülfverein Galatz von da nach Kronstadt Hermanstadt von da nach Belgrad-Semlin. Da sechsten Schaub nach Budapest Daß verstorbenen verlorne Kommissär nach Putapeß Konfulat dann weiter nach Sachsen nach Haus nicht anders

Amen
so mach ich es.“

Musik.

Aus der Woche. Wieder haben wir über reiche Erlebnisse auf dem Gebiet der Kammermusik zu berichten. Zwar liegen radikale Neuerungsversuche nicht eben unmittelbar vor uns. Zwei solche können wir mittelbar erwähnen. In Wien ließ Direktor Mahler in einem philharmonischen Konzert ein Beethoven'sches Streichquartett (F-Moll) mit verstärkten — ich glaube Zwölf verstärkten — Stimmen, also vom vollen Streichorchester spielen, wie es sonst höchstens mit einzelnen unterhaltlichen Quartettfähigen geschieht, und hatte das Experiment schon vorher als den „Beginn einer ganz neuen Ära der Konzert-Literatur“ zu rechtfertigen gesucht. In Berlin war vor einigen Wochen die Einführung des Harmoniums in die Praxis der Kammermusik demonstriert worden. Die letzte Woche hingegen brachte viel Neues im Sinne des noch Unbekannten, aber kaum etwas Neues im Sinne einer Vermehrung bisheriger Qualitäten. Am ehesten war von einer solchen die Rede bei der Sonate für Klavier und Violine, E-Dur, op. 24, von Sylvio Lazzari. Sie wurde am 25. d. M. im letzten Sonaten-Abend der Herren Vos und van Beun gespielt. Sie versteht uns, nach den laudläufigen Alterthümern und Neuigkeiten der Konzerte, wie in eine andere Welt: in eine Welt der starken Stimmungswechsel, ähnlich der Dramatik Wagner's, in eine Welt ohne Konvention, in eine Welt, wo für uns noch nichts in die Finger und ins Ohr geht. Immerhin hört sie sich flüssiger an als eine Musik von Bruckner und hat auch mehr figuratives, als bei diesem und bei Wagner vorkommt; an einer ziemlichen Breite leidet sie allerdings. Lazzari (geboren 1860) ist in Belgien und Frankreich bereits wohlbekannt als einer der „Neufranzosen“, von denen wir Chabrier vor Kurzem in unserer Oper kennen gelernt hatten. Jene Daten sind dem damaligen Programmtexte entnommen, einem der wenigen, die sich durch dankenswerthe Aufschlüsse auszeichnen. Während diese Sonate sehr lebhaften Beifall fand, gewann die vorausgehende in A-moll, op. 33, von Oskar Straus (geb. 1870) geringeren Beifall. Sie war als Gegenstück zu jener typisch: sie wechselt nicht Stimmungen, sie geht in's Ohr und in die Finger, sie bringt viel konventionelle Figuration, doch auch sympathische Themen mit manchem Jüngigen und Grazilösen. Gespielt wurde sehr tüchtig, und selbst als Herr Vos einen Mozart verspielte, indem er nur so dahinschnellte und nicht einmal für Deutlichkeit sorgte, war's schwer, ihn zu grollen.

Sonntag begann ein neuer Zyklus der Kammermusik-Matineen von Galix und Genossen, und zwar gleich mit zwei neuen Werken: einem Streichtrio in G-moll, op. 69, von Wilhelm Berger, und einem Klavierquartett in A-moll von Robert Kahn; jenes ein jenenadenhaftes Stück mit ein paar lieblichen Themen und sonst viel simplen Pflastererei, dieses eine Leistung speziell rhythmischer Art mit gutem Schwung und guter Macho. Beide Male mit Beifall; die „Bergerianer“ haben wir schon, die „Kahnianer“ kommen nach. Und das Bessere!

Reichlich konventionell war auch, was am 26. vor einem lebhaft interessierten und beifallswarmem Publikum Kaver Scharwenka bot. Er hatte aus Amerika ein neues Konzert von sich für Klavier und Orchester, in Cis-moll, mitgebracht und spielte es, inmitten älterer von seinen Stücken, selber. Man konnte hier von ihm wenigstens sagen: „es fällt ihm etwas ein“, und gut ineinander-gearbeitet ist es auch.

Am 29. hörten wir zwei Sangeskünstler, die weltweit auseinanderliegen und doch ein Wunderbares mit einander gemein haben: die Verwendung feinsten Stimmnancens für die Darstellung der textlichen Inhalt. Der Eine war Professor Udel aus Wien mit den Genossen seines Humors. Die alten Wiener — man heißt nicht umsonst Udel, Hörveder u. s. w. — brachten ein ganz neues Programm; Quartette (mit Klavierbegleitung) von Josef Fibber und eine Umschreibung der Zauberflöten-Duvertüre für Vokalstimmen, die allein schon eine ganz einzige Gesangstechnik verlangt, waren wohl das Beste. Und wie es Udel verstand, den Titel eines seiner Solo-vorträge auszusprechen: „Eine Vallade!“ . . . Nun zu Dr. Ludwig Willner, dem Mann ohne „Stimme“, dem Mann des ergreifendsten Gesangsvortrags, dem Tragiker des Konzertsaales! Er gab am 29. den zweiten seiner vier historischen Schubert-Lieder-abende, mit einem seiner würdigen Klavierbegleiter, Professor S. Reimann. Wüßte doch die folgenden Abende jeder anhören, der noch an eine tiefere Kunst glauben will, an etwas, das hoch hinausliegt über den Durchschnitt unserer Abende mit den mindestens sechs gleichzeitigen Konzerten (wie sie z. B. der gestrige Montag bringen sollte) oder gar über den — großen Philharmonischen Konzerten.

Nein: in das letzte dieser Konzerte (am 23.) gingen wir ebenso wenig hinein, wie in viele selbst besser angelegte andere dieser Woche; und was wir darüber hörten (ausgenommen etwa eine neue Lustspiel-Duvertüre von Karl Liebmann, die ganz nett gewesen sein soll), erweckte uns keine Reue. Mögen hier Modifikationen an den „Damen“ im Publikum studiren, wie man am tiefsten ausschneidet;

mügen all diese ein ebenso gutes Geschäft machen, wie es jetzt die Konzerte selbst im Gegenjag gegen frühere Zeiten thun, als noch nicht die raffinierteste Programmwirtschaft waltete: die Kunst dieser Abende beim Publikum ist auch eine Tragik, aber eine ganz andere als die der Kunst Willner's.

Etwas solider sind die Symphonie-Konzerte der Königlichen Kapelle. Vom siebenten hörten wir die Hauptprobe. Auch hier könnte man sich konzertwidrige Stücke wie Wagner's Meistersinger-Vorpiel eriparen. Neues kam diesmal nicht. Das Hauptstück war von List „Eine Symphonie zu Dante's Divina Comedia für Orchester und Sopran- und Alt-Chor“ (Sopran-solo: Fr. Destinn). Herr Weingartner dirigierte mit der hier passenden rythmischen Wucht. — Möchte doch die Konzertleitung für bessere Zugänglichkeit der Konzertprogramme sorgen! sz.

Archäologisches.

gk. Ueber den interessanten Mosaikboden, der am Zollfelde bei Klagenfurt vor einiger Zeit aufgefunden wurde, bringen die neuesten Mittheilungen der k. k. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale (Wien) nach den eingehenden Untersuchungen des Konservators Dr. O. Frankl einen genauen Bericht. Bekanntlich verdankt man den für die archäologische Erforschung Ägyptens außerordentlich werthvollen Fund einem glücklichen Zufall: ein Ochse brach beim Aekern ein, und man fand beim Begräumen des Schuttes das Mosaikpflaster; fast 2 Meter unter der gegenwärtigen Ackerbodensfläche gelegen, erstreckt es sich von Westen nach Osten in einer Länge von 6,10 Metern und einer Breite von 5,45 Metern. An der durchbrochenen Stelle ist deutlich der Hohlraum unter dem Estrich wahrzunehmen, wie er durch das römische Beheizungssystem bedingt war; von diesem geben auch die an der südlichen Wand noch bemerkbaren Nischen Zeugniß, die die hohlen Beheizungsziegel aufgenommen hatten. Das Schema des Mosaikbodens weist eine in viele Bildfelder getheilte Fläche auf, die durch eine Bordüre von 65 Centimeter Breite eingefast ist. Dann folgen eine Kombination von schwarzen Mondföhen, makedonische Schildchen auf weißem Grunde, dann schwarze und weiße Streifen von verschiedener Stärke und buntfarbige Mäanderstreifen. Die inneren Bildfelder sind eingefast und von einander getrennt durch eine Linie aus Popsgeflecht, gold-schwarz. Die Figuren in diesen Feldern selbst sind aus Steinchen von 1/4 bis 1 Quadratcentimeter Oberfläche zusammengesetzt und durchweg polydrom. Sie sind sehr gut gezeichnet und haben jugendliche Gesichter mit heiterem, fast kindlichem Ausdruck. Mit großer Kunst sind die verschiedensten Farbentöne verwendet, um die Linien klar hervorzuheben; die Mäanderornamente machen in einiger Entfernung gerabezu den Eindruck von Reliefs. Der Stil zeigt vielfach Ähnlichkeit mit Wandgemälden in Pompeji; die Entstehung des Kunstwerkes wird daher in das 1. Jahrhundert n. Chr. verlegt. Gegen die vorge-schlagene Deutung, in den Figuren den Dionysos und seine Begleiter zu sehen, spricht der Umstand, daß die Römer Götterbilder nicht auf dem Fußboden anzubringen pflegten, sowie die Thatsache, daß die Hauptfigur weder Stirnbünde noch Epheu oder Weinranken trägt. Wahrscheinlich handelt es sich hier vielmehr um eine Darstellung des Tanzes; dafür spricht die schwebende Bewegung aller Gestalten, die Stellung der Füße und die Haltung der Kleider. —

Völkerrunde.

te. Ein Volk, das nicht bis drei zählen kann, wurde von Gunt, Mitglied der großen von England entsandten und noch unterwegs befindlichen ethnologischen Expedition, in der Torres-Strache zwischen Australien und Neu-Guinea entdeckt; es bewohnt dort die Gruppe der Murray-Inseln. Diese Menschen kennen nur zwei Zahlen, nämlich netat = 1 und neis = 2; höhere Zahlen werden entweder durch Verdoppelung oder mit Bezug auf einen Körpertheil ausgedrückt. Statt drei sagen die Murray-Inulaner zweieins (neisnetat), für vier = zweizwei (neisneis). Darüber hinaus müssen die Glieder des menschlichen Körpers zur Zahlenbezeichnung herhalten, und mittels dieses Verfahrens kann sogar bis 31 gezählt werden. Wie wir zuweilen unsere zehn Finger als Hilfsmittel beim Zählen benutzen, so haben die Murray-Inulaner noch andere Körperstellen in ihr System hineingezogen. Sie fangen am kleinen Finger der linken Hand zu zählen an, dann kommen die übrigen Finger, dann das Handgelenk, dann der Ellbogen, dann die Achselhöhle, dann die Schulter, dann die Grube über dem Schlüsselbein, dann das Brustbein und dann weiter in umgekehrter Ordnung am rechten Arm hinunter bis zum kleinen Finger der rechten Hand. Dies ergibt 21, und nun kommen noch die zehn Zehen an die Reihe, so daß man bis 31 kommt. Ueber diese Zahl hinaus kennt das Natur-volk nur den Begriff viel (gairs). Es war die höchste Zeit, dieses merkwürdige Zählsystem zu untersuchen und für die Wissenschaft festzuhalten, da jetzt auf den Inseln bereits die englischen Zahlwörter allgemein in Gebrauch kommen. —

Mineralogisches.

ss. Die kostbarsten Metalle der Erde. Entgegen dem allgemein verbreiteten Glauben, daß das Gold das kostbarste Metall sei, giebt es nach einer Zusammenstellung der „Mining and Scientific Press“ nicht weniger als 26 Grundstoffe, die werthvoller

sind als Gold. Freilich ist der Werth der zu nennenden Elemente eigentlich ein eingebildeter und überhaupt nur nach ihrer Seltenheit zu schätzen, da bei den meisten von ihnen ein praktischer Nutzen schon wegen ihres geringen Vorkommens garnicht bestehen kann. Als der kostbarste Stoff wird das Element Gallium genannt, das 1875 von de Boisbaudran in einer Zinkblende aus den Pyrenäen entdeckt und später auch in anderen Zinkerzen gefunden wurde, aber stets nur in äußerst geringen Mengen. Am nächsten verwandt ist es dem Aluminium; es ist ein Metall von bläulich-weißem Glanze. Sein Werth wird von der genannten Fachzeitschrift auf 787 500 Francs pro Kilogramm angenommen; es wäre demnach 230 mal theurer als Gold. Hinter dieser Kostbarkeit bleiben alle anderen Stoffe weit zurück. Als das werthvollste Element ist demnächst das Vanadium zu nennen, das in seinen Verbindungen zu verschiedenen technischen Zwecken benutzt wird, das reine Vanadium wird auf den Preis von 123 750 Fr. für das Kilogramm geschätzt. An dritter Stelle wird das Rubidium mit dem Werthe von 112 500 Francs genannt, dann folgen Thorium, dessen Preis aber infolge der Entdeckung größerer Lager in Norwegen zweifellos bald sinken wird, mit 95 600 und Glucinium mit 66 000 Fr. pro Kilogramm. Drei weitere Stoffe werden auf den Preis von je 56 250 Fr. geschätzt, diese sind Lithium, Zanthan und Calcium. Man wird erstaunt fragen, warum denn das Calcium, das den Hauptbestandtheil jedes gewöhnlichen Kalkes bildet, so werthvoll und 18 mal theurer als Gold sein soll, aber es wird noch erinnerlich sein, daß die Herstellung des reinen metallischen Calcium erst in der allerneuesten Zeit gelungen ist und ganz außerordentliche technische Hilfsmittel erfordert; im Handel dürfte man es überhaupt schwerlich schon erhalten, zumal es sich an der Luft sofort verändert. Vier weitere Elemente: Jodium, Tantalum, Yttrium und Bismuth haben einen Werth von 50 650 Fr. pro Kilogramm. Es werden jetzt noch folgende Grundstoffe aufzuzählen sein, die sämmtlich erheblich kostbarer als Gold sind, nämlich Strontium (48 200 Fr. pro Kilogramm), Erbium (42 100), Ruthenium (30 900), Niobium und Rhodium (je 28 100), Barium (22 500), Titanium (12 650), Zirkon und Osmium (je 11 940), Uran (11 250), Palladium (6430), Tellur und Chrom (je 5625). Nach diesen allen erst folgt das Gold mit einem Preise von 3444 Fr. pro Kilogramm. —

Humoristisches.

— Er mußt auf. „Weißt Du, ich bin gewiß ein duldsamer Gatte; habe Deinen Bitten nachgegeben und gestattet, daß Du Dich von dem Hobson lassen ließeßt, erfüllte Deinen Wunsch und kaufte Dir ein Rad, sogar zu diesen „Reformhosen“ gab ich meine Einwilligung, aber daß Du zum Reinigen Deines Rades mein Rahnhörichen verwendest, dagegen muß ich denn doch Einspruch erheben.“ —

— Ein Faulpelz. John (zu seinem Vater): „Ich wollt, ich wäre todt!“
Vater: „Ja, das möchte Dir so passen, Du Faulpelz, das ganze Jahr im Sarg liegen und nicht arbeiten!“ —

Grabchrift.

Wanderer zieh Deine Mähe,
Hier liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Haken, die er jagte,
Sie leben alle noch. —

Notizen.

e. Neue Bücher in England gab es im Jahre 1898 nach einer solchen veröffentlichten Statistik 7516, darunter 6008 völlig neue, 1508 in neuen Auflagen. Unter diesen waren 1758 Romane, 732 pädagogische, 618 historische, 535 theologische Bücher. Diese Gesamtzahl bleibt aber hinter der von 1897 doch um 410 zurück. Man schreibt den Rückgang dem spanisch-amerikanischen Kriege zu, durch den sich das Interesse ganz den Tageszeitungen zuwandte. —

— Der in Berlin verbotene „Grüne Kalaba“ ist nach einer Meldung des „B. B. C.“ für's Wiener Burgtheater — mit Aenderungen — freigegeben worden. —

— Das Pariser Theater Porte St. Martin, das den Rostand'schen „Chrano de Bergerac“ zur Aufführung brachte, hatte eine Steigerung der Einnahmen von 766 184 Fr. im Jahre 1897 auf 2 286 777 Fr. im Jahre 1898. —

— Im Salon Keller und Meiner wird die diesjährige „Ausstellung der XI“ vom 1. bis 28. Februar währen. —
— Bei dem Wettbewerb für Bildhauer, den der deutsche Kaiser zur Ergänzung des unteren, vermuthlich von einem Gevand verfallten Theiles eines Aphrodite-Torso's im Berliner Museum ausgeschrieben hatte, sind diesmal nur fünf Arbeiten eingegangen. Keiner von ihnen wurde der Preis ertheilt. —

— Der Verband deutscher Illustratoren (Berlin) zählt zur Zeit 186 Mitglieder. —